Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 6 (1902-1903)
Heft: 8

Artikel: Walter Shnaffskys Abenteuer in Frankreich
Autor: Maupassant, Guy de
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-666574

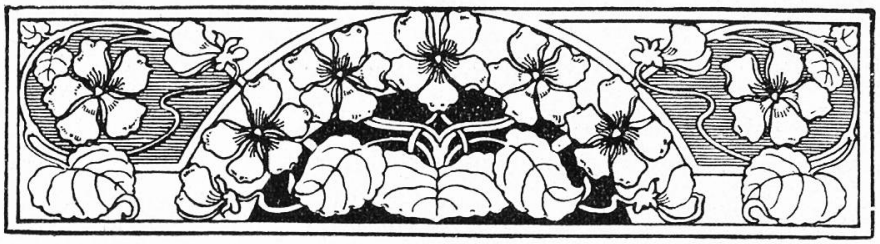
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Frühlingstrost.

Von Emil Faller, Zofingen.

Gestorben schien seit Monden die Natur,
Kahl stand der Wald, fahl lag die Flur.
Da weckt den bangen Sinn zu neuem Leben
Der holde Lenz mit seinem Finkenschlag.
Viel tausend zarte Pflanzenkeime heben
Die Köpflein auf zum lust'gen Frühlingstag.

Nun ist der letzte Wintergraus zerronnen,
Die Sonne gießt des Lichtes reichen Bronnen
Auf ihre Kinder aus, sie kommen alle
Mit den Gespielen, Bien' und Schmetterling.
Der Sängerchor mit vollem Liederschalle
Erwacht, daß er den Freudengruß uns bring'.

Und langsam, langsam schlägt darauf
Die Lenznatur die Blumenaugen auf.
Es grüßt die Blüte fromm mit Kindesblicken
Und schaut treuherzig uns ins Angesicht.
Sie tröstet lind. und alle Schwestern nicken,
Wenn's in der Seele heimlich zu uns spricht:

Komm her, komm her, du liebes Menschenkind!
Wir sind dir alle herzlich wohl gesinnt.
Es soll in dir auch wieder Frühling werden;
Wir haben Balsam ja für jeden Schmerz
Und gießen — sei getrost — für alle Pein auf Erden
Dir volle, duft'ge Maienlust ins Herz.

Walter Shnaffskys Abenteuer in Frankreich.

Satirische Humoreske von Guy de Maupassant.

Seit Walter Shnaffsky, ein polnischer Preuße, mit der vordringenden Armee Frankreichs Boden betreten, kam er sich als der unglücklichste Mensch vor. Er war sehr beleibt, marschierte nur mit Mühe, pustete wie

eine Berglokomotive und litt entsetzlich unter der Blöde seiner Füße, denn es waren Plattfüße und wohl mit Fett gepolstert. Dazu war er von Temperament friedliebend und wohlwollend, weder ruhmsüchtig noch blutdürstig, Vater von vier Kindern, die er liebte, mit einer jungen, blonden Frau verheiratet, deren Liebkosungen, Küsse und liebevolle Fürsorge er jeden Abend bitter vermißte. Er stand mit Vorliebe spät auf und ging früh zu Bett, aß gerne langsam und mit Behagen gute Speisen und trank seine paar Bier dazu. Er sagte sich überdies, daß alles, was das Leben süß macht, ein Ende nimmt mit dessen Aufhören, und empfand deshalb einen entsetzlichen, halb instinktiven, halb sonst begründeten Haß gegen Kanonen, Gewehre, Revolver, Säbel, vor allem aber gegen die Bajonette, weil er wohl wußte, daß er niemals flink genug wäre, um seine rundliche Gestalt vor denselben zu schützen. Und wenn er, in seinen Mantel gewickelt, bei Einbruch der Nacht sich auf den Boden legte neben die schnarchenden Kameraden, dachte er sehnsüchtig an die Seinen, die er weit hinten in Posen zurückgelassen, und dann an die Gefahren, die ihn überall auf seinem Weg erwarteten. Wenn er jetzt getötet würde, was sollte dann aus seinen Kleinen werden? Wer würde sie ernähren und erziehen? Sie waren auch jetzt nicht einmal wohlhabend, trotz der Schulden, die er vor seinem Weggang gemacht hatte, um ihnen etwas Geld zu hinterlassen. Und so kam es, daß Walter Shnaffsky manchmal weinte. Beim Beginne einer Schlacht fuhr ihm immer eine große Schwäche in die Beine, und er wäre sicher zusammengebrochen, wenn ihm nicht rechtzeitig in den Sinn gekommen wäre, daß in diesem Falle die ganze Armee über seinen Körper hinwegmarschieren würde. Alle Härchen auf seinem Haupte sträubten sich vor Entsetzen, wenn er die Kugeln pfeifen hörte, und seit Monaten lebte er nun so in Todesangst und Furcht.

Sein Armeekorps drang gegen die Normandie vor, und eines Tages wurde er auf Kundschaft ausgeschickt mit einer kleinen Abteilung, die nur die Gegend erforschen und nachher sich zurückziehen sollte. Die ganze Landschaft schien ruhig, nichts ließ auf einen vorbereiteten Widerstand schließen. Da, eben als die Preußen sorglos in ein kleines, von tiefen Schluchten durchbrochenes Tälchen marschierten, brachte sie ein plötzliches lebhaftes Gewehrfeuer zum Stillstehen, 20 Mann fielen, und aus einem Gehölz hervor stürzte eine Schar Freiwilliger und griffen sie mit gefälltem Bajonett an. Walter Shnaffsky rührte sich im ersten Augenblick nicht, seine Überraschung und Verwirrung waren so groß, daß er nicht einmal an Flucht dachte. Dann packte ihn ein wildes Verlangen, davonzulaufen, aber sofort erinnerte er sich, daß er ja langsam wie eine Schildkröte kroch im Vergleich zu den schlanken, magern Franzosen, welche in Sätzen dahergerannt kamen, wie ein Rudel Ziegen. Da erblickte er, einige Schritte entfernt, einen breiten Graben voll Gestrüppe, das mit welkem Laub zugedeckt war, und ohne nur einen Augenblick an dessen Tiefe zu denken, sprang er mit eng aneinander gepreßten Füßen hinein, wie Badende von einem Sprung-

brett in den Fluß springen. Wie ein Pfeil durchschlug sein Körper das dichte Gewebe von Lianen und scharfdornigen Brombeerranken, die ihm das Gesicht und die Hände zerrissen, und kam in schwerem Falle auf ein Steinbett zu sitzen.

Als er aufblickte, sah er durch das Loch, das er geschlagen hatte, den blauen Himmel. Dieses Loch konnte ihn verraten, und deshalb kroch er vorsichtig auf allen Vieren tiefer in den Graben hinein, so schnell als möglich und gedeckt durch das wirre Rankendach, indem er sich von dem Kampfplatze immer mehr entfernte. Dann hielt er an und duckte sich wieder nieder wie ein Hase, der nur noch mit den Löffeln aus dem trockenen Riedgras hervorschaut.

Eine Zeit lang hörte er noch Schüsse knallen, dann das Geschrei und Gestöhn von Verwundeten. Endlich wurde der Kampflärm schwächer und hörte auf. Ringsum wurde es still und stumm.

Plötzlich bewegte sich etwas auf ihn zu. Ein Schauer des Schreckens überlief ihn; doch war es nur ein Vögelein, das sich auf einer Ranke niedergelassen und dürres Laub aufgeraschelt hatte. Während beinahe einer Stunde klopfte dem Walter Shnaffsky das Herz in schnellen, gewaltigen Schlägen.

Die Nacht kam und füllte die Schlucht mit Finsternis. Jetzt begann der Mann seine Lage zu überdenken. Was war da anzufangen? Was sollte aus ihm werden? Sollte er sein Regiment einholen? Aber wie? Auf welchem Wege? Und sollte er wirklich das entsetzliche Leben, welches er seit dem Beginn des Krieges führte und das aus Angst und Schrecken, aus Mühsalen und Leiden aller Art bestand, von vorn anfangen! Nein, er hatte den Mut dazu nicht mehr! Er würde die nötige Energie, um die Märsche auszuhalten und den jeden Augenblick auftauchenden Gefahren zu trotzen, nicht mehr aufbringen.

Aber was tun? Er konnte doch nicht in dieser Schlucht verbleiben und sich darin bis zum Schluß der Feindseligkeiten verborgen halten. Das sicherlich nicht. Jedoch, wenn er nicht hätte essen müssen, würde ihn diese Aussicht nicht zu sehr abgeschreckt haben; aber er mußte eben doch seine gehörige Portion zu essen haben, und zwar jeden Tag.

Und dann befand er sich da ganz allein, bewaffnet, in Uniform, auf feindlichem Gebiete und fern von denjenigen, die ihn hätten verteidigen können. Er bekam die Gänsehaut.

Plötzlich kam ihm ein Gedanke: „Wenn man mich nur gefangen nähme!“ . . . Und sein Herz zitterte vor Verlangen, vor heftigem, maßlosem Verlangen, von den Franzosen gefangen genommen zu werden. Gefangen! Da wäre er ja gerettet, würde genährt und käme unter Dach, wäre geschützt vor Kugeln und Säbeln, lebte ohne Furcht und Besorgnis in einem wohlbewachten Gefängnis. Gefangen! gefangen! Welch eine herrliche Vorstellung!

Sofort war denn auch sein Entschluß gefaßt: Ich geh' und stelle mich als Gefangener.

Er stand auf, entschlossen, diesen Plan ohne Zögern auszuführen. Doch tat er keinen Schritt, denn plötzlich überfielen ihn leidige Bedenken und neue Schrecken.

Wo wollte er hin, um sich gefangen zu geben? Auf welche Weise? In welcher Richtung? Und fürchterliche Bilder, die ihn alle qualvollen Todesarten voraussehen ließen, bestürmten seine Seele.

Er würde doch nur neue schreckliche Gefahren zu bestehen haben, wenn er sich allein, mit seiner weithin leuchtenden Pickelhaube, ins freie Feld hinauswagte.

Wenn er Bauern anträfe! Diese Bauern, wenn sie einen verlorenen Preußen, einen schutzlosen Preußen sähen, würden ihn wie einen herrenlosen Hund niederschießen! Oder sie würden ihn mit ihren Mistgabeln, ihren Hacken, Sicheln oder Schaufeln erbarmungslos niedermetzeln. Sie würden ihn mit der Wut der Besiegten zu einem Brei zertreten.

Oder wenn er auf Freischützen stieße? Diese Freischützen, Bluthunde ohne Zucht und Ordnung, würden auf ihn feuern, um sich ein bißchen zu belustigen und lachend die Zeit zu vertreiben, sobald sie seine Pickelhaube auftauchen sähen. Und schon sah er sich gegen eine Mauer gelehnt und zwölf Gewehrläufe gegen sich gerichtet, deren kleine, schwarze und runde Mündungen ihn angähnten.

Oder wenn er mit einem französischen Truppenteil zusammenstieße! Die Leute von der Vorhut würden ihn für einen sichernden Aufklärer ansehen oder für einen tollkühnen und geriebenen alten Spion, der allein auf Kundschaft ausging, und würden auf ihn schießen. Schon glaubte er die unregelmäßigen Gewehrschüsse von Soldaten zu hören, die im Gebüsch versteckt lagen, während er, der aufrecht übers Feld marschieren mußte, wie eine Schaumkelle von den Kugeln, die er bereits in sein Fleisch eindringen fühlte, durchlöchert, zusammenbrach.

Er setzte sich wieder. Kein Ausweg aus seiner verzweifelten Lage wollte sich zeigen.

Nun war die Nacht völlig hereingebrochen, stumm und schwarz. Er wagte sich nicht mehr zu rühren und erbebte bei jedem unbekannten und leisen Geräusch, wie sie in der Dunkelheit auftauchen und verschwinden. Ein Hase, der mit seinem Stumpfschwanz den Rand seines Nestes berührte, hätte Walter Shnaffsky bald in die Flucht gejagt. Das Geschrei der Eulen schnitt ihm in die Seele und veranlaßte ihm Furchtanfälle, die ihn wie brennende Wunden schmerzten. Er sperrte seine großen Augen auf, um im Dunkel etwas sehen zu können, und jeden Augenblick glaubte er jemanden auf sich zukommen zu hören.

Die Stunden schienen ihm unendlich, die Angst eines zum Tode Verurteilten erfüllte ihn; endlich bemerkte er durch das wirre Geranke über ihm hindurch den Himmel, der sich aufhellte. Jetzt kam eine wohltuende Erleichterung

über ihn, seine Gliedmaßen streckten sich zur Rast, nachdem sie so lange gespannt gewesen waren, sein Herz beruhigte sich, und die Augen fielen ihm zu. Er schlief ein.

Als er erwachte, schien ihm die Sonne beinahe im Zenith zu stehen; es mußte Mittag sein. Kein Geräusch störte den düstern Frieden der Felder. Jetzt aber wurde Walter Shnaffsky inne, daß ihn bitterer Hunger quäle.

Er gähnte. Der Mund wurde ihm wässerig, als er an die Wurst, die herrliche Erbswurst der Soldaten dachte, und es wurde ihm übel im Magen.

Er stand auf und machte einige Schritte. Da fühlte er, wie schwach er auf den Beinen stand und setzte sich wieder, um seine Lage nochmals zu überdenken. Wieder vergingen zwei oder drei Stunden, indem er das Für und Wider erwog und jeden Augenblick den Entschluß änderte. Die verschiedensten Gedanken und Pläne kreuzten sich im Gehirn des unglücklichen Mannes und zerrten seine Seele hin und her.

Endlich glaubte er auf einen scharfsinnigen und praktischen Gedanken gekommen zu sein: er wollte zuwarten, bis ein einzelner Bauer, der weder Waffen noch gefährliches Werkzeug bei sich trug, vorüber ging, ihm entgegen laufen und sich ihm ausliefern, indem er ihm verständlich machen würde, daß er sich gefangen gebe. Zu diesem Zwecke nahm er die Pickelhaube ab, deren glänzende Messingspitze ihn verraten konnte, und streckte den Kopf mit unendlicher Vorsicht aus seinem Dornenfenster hinaus.

Aber im weiten Umkreis wollte sich kein einzelnes Wesen zeigen. Dort, in der Ferne, schickte zur rechten Seite ein kleines Dorf den Rauch aus seinen Dächern heraus zum Himmel empor, den lieblichen Küchenrauch! Zur Linken sah er am Ende einer Baumallee ein großes, von Türmchen flankiertes Schloß.

Er wartete bis zum Abend und litt schrecklich. Nichts sah er um sich herum, als Rabenflüge, nichts hörte er, als das dumpfe Murren seiner Eingeweide.

Und wiederum kam die Nacht.

Er legte sich der Länge nach hin und schlief unter fiebrigen Träumen ein. Fürchterliche Bilder suchten den hungrigen Schläfer heim. Die Morgenröte ging neuerdings über ihm auf, und wieder begab er sich auf seinen Beobachtungsposten. Aber das Gefilde blieb öde und leer wie am Tage vorher, und eine andere Furcht bemächtigte sich nun seines Geistes, die Furcht, Hungers sterben zu müssen. Schon sah er sich hinten in seiner Höhle der Länge nach ausgestreckt, auf dem Rücken liegend, die Augen geschlossen. Ungeziefer aller Art krabbelte um seinen Leichnam herum und schickte sich an, ihn aufzufressen, indem sie ihn zugleich an allen Orten in Angriff nahmen, ihm unters Gewand krochen, um seine kalte Haut anzubeißen. Ein großer Rabe pickte ihm mit seinem spitzen Schnabel bereits die Augen aus.

Er glaubte wahnsinnig zu werden, als er sich vorstellte, daß er vor Schwäche in Ohnmacht fallen müsse und nicht mehr marschieren könne.

Schon machte er sich bereit, dem Dorfe zuzueilen, entschlossen, das letzte zu wagen und allem zu trotzen, als er drei Bauern bemerkte, die mit Gabeln auf der Schulter aufs Feld gingen, und er tauchte in sein Versteck zurück.

Sobald jedoch der Abend seine Schatten über die Ebene breitete, kam er langsam aus dem Graben hervor und machte sich gebeugt, furchtsam und mit klopfendem Herzen auf den Weg nach dem fernen Schlosse, da er sich lieber dorthin begeben wollte, als ins Dorf, das ihm ebenso furchtbar vorkam wie eine Höhle voll wilder Tiger.

Die Fenster im Erdgeschoß leuchteten hell. Eines stand sogar offen, und ein starker Bratengeruch drang heraus, den Walter Shnaffsky mit der Nase gierig einsog und der ihm das Herz zusammenkrampfte. Er keuchte und schnappte vor Eßlust; der Duft zog ihn unwiderstehlich an und füllte ihm das Herz mit dem Wagemut der Verzweiflung.

Und plötzlich, er wußte nicht, wie es kam, stand er, den Helm auf dem Kopfe, im Fensterlicht.

Acht Bediente speisten an einem großen Tische. Auf einmal riß ein Dienstmädchen Augen und Mund auf, ließ sein Glas fallen und starrte ihn an. Aller Blicke richteten sich auf ihn!

Der Feind war da!

Jesses! die Preußen waren daran, das Schloß zu stürmen! Jetzt gab es ein Geschrei, ein Durcheinanderschreien von acht verschiedenen Stimmen, Schreie der Furcht und des Entsetzens, dann ein lärmvolles Aufstehen, ein Stoßen und Drängen und Durcheinandermengen, ein kopfloses Fliehen nach der Gangtüre hin. Die Stühle fielen um, die Männer stießen die Frauen zu Boden und eilten über sie hinweg. In zwei Sekunden war das Zimmer leer und verlassen; der Tisch aber war noch bedeckt mit Speisen aller Art, die zu dem erstaunten Walter Shnaffsky herüberdufteten, der immer noch vor dem Fenster stand.

Nach einiger Zögerung schwang er sich zum Fenster hinein und schritt auf die Teller zu. Er zitterte wie ein Fieberkranker vor Heißhunger; aber eine Angst hielt ihn noch zurück und lähmte seine Gier. Er horchte. Das ganze Haus schien zu beben; Türen wurden zugeschlagen, schnelle Tritte eilten über den Fußboden im obern Stockwerk. Angstvoll lauschte der Preuße mit gespanntem Ohr auf den wirren Lärm, dann hörte er dumpfe Geräusche, als ob Körper auf die weiche Erde herabgefallen wären, menschliche Körper, die aus dem ersten Stockwerk heruntersprangen.

Dann hörte alle Bewegung, alle Erschütterung auf, und das große Schloß wurde still wie ein Grab.

Walter Shnaffsky setzte sich vor einen unberührt gebliebenen Teller. Er stopfte sich den Mund voll, als fürchtete er, zu früh unterbrochen zu werden und nicht genug verschlingen zu können. Mit beiden Händen schob er sich Bissen in den Mund, der aufgesperrt und wieder geschlossen wurde wie

eine Klapptür. Ganze Packete von der trefflichen Nahrung glitten Schluck um Schluck in den Magen hinunter, indem sie ihm beim Passieren des Schlundes den Hals auftrieben. Von Zeit zu Zeit hielt er ein wenig inne, vielleicht im Gefühl, er möchte platzen wie ein überfüllter Schlauch. Dann griff er jeweilen zum Apfelweinkrug und spülte sich damit die Speiseröhre aus, wie man etwa einen verstopften Kanal durchspült.

Er leerte alle Teller, Platten und Flaschen; dann, als er sich an Flüssigkeiten und Speisen übersättigt hatte und, ganz rot im Gesichte, vom Schlucken und Glucksen unerträglich geschüttelt wurde, daß es ihm ganz wirr im Kopfe ward, knüpfte er seinen Waffenrock auf, um atmen zu können, außer stande, sonst einen Schritt zu machen. Die Augen fielen ihm zu, seine Gedanken benebelten sich; das schwere Haupt sank ihm auf die kreuzweis auf dem Tische liegenden Arme nieder und er verlor allmälig das Bewußtsein aller Dinge und Geschehnisse um sich herum.

* * *

Die Sichel des wachsenden Mondes schimmerte kärglich über den Baumwipfeln des Parkes. Es war zur kühlen Stunde, die dem Tagesanbruch vorangeht.

Zahlreiche stumme Schatten huschten durch das Dickicht; hie und da ließ ein Mondstrahl im Dunkel eine Stahlspitze aufleuchten.

Das stille Schloß warf sein großes, schwarzes Schattenbild in die Nacht hinaus. Nur zwei Fenster schimmerten noch im Erdgeschoß.

Plötzlich donnerte eine Stimme: „Vorwärts! Sapperment! Drauf und dran, Kinder!

Jetzt brachen, im selben Augenblick, die Türen, die Fensterläden und die Scheiben, alle miteinander, ein, und eine ganze Sturmflut von Männern stürzte herein, zerbrach und zerschmetterte alles und überfiel das Haus.

In einem Augenblicke stürmten fünfzig bis an die Zähne bewaffnete Soldaten in die Küche herein, wo Walter Shnaffsky friedlich ruhte, und warfen ihn nieder, wälzten ihn auf dem Boden herum, packten ihn und banden ihn vom Kopf bis zu den Füßen, während zugleich fünfzig Gewehrläufe auf seine Brust gerichtet waren.

Er keuchte vor Bestürzung, er war zu abgestumpft, um die Vorgänge zu begreifen, nachdem er geschlagen, mit dem Gewehrkolben bearbeitet und vor Furcht fast um den Verstand gebracht worden war.

Jetzt kam ein dicker Kriegsmann, dessen Uniform von Gold strotzte, heran und setzte ihm den Fuß auf die Brust, indem er mit zorniger Stimme schrie: „Sie sind mein Gefangener, ergeben Sie sich!"

Der Preuße verstand nur dieses eine Wort „Gefangener" und stöhnte: „Ja, ja, ja!"

Er wurde aufgehoben, auf einen Stuhl festgebunden und von seinen Besiegern, die wie Wallfische schnauften und pusteten, mit lebhafter Neugierde

untersucht. Mehrere setzten sich, da sie vor Erregung und Müdigkeit nicht mehr aufrecht stehen konnten.

Er aber lächelte still vor sich hin, da er jetzt sicher war, endlich gefangen zu sein.

Ein zweiter Offizier kam herein und meldete in ernstem Tone: „Herr Oberst, die Feinde sind geflohen; mehrere scheinen verwundet worden zu sein. Wir sind des Schlosses Herr."

Der dicke Kriegsmann, der sich den Schweiß von der Stirne wischte, schrie mit bebender Stimme: „Sieg, Sieg!"

Dann schrieb er in ein kleines Notizbuch, das er aus der Tasche zog: „Nach einem erbitterten Kampfe haben die Preußen den Rückzug antreten müssen. Sie haben ihre Toten und Verwundeten — man schätzt, daß etwa fünfzig Mann kampfunfähig geworden sind — mitgenommen. Mehrere sind uns in die Hände gefallen.

Der junge Offizier fragte: „Was für Maßregeln soll ich treffen, Herr Oberst?"

Der Oberst antwortete: „Wir ziehen uns sofort zurück, um eine Rückkehr und einen Vorstoß der Preußen mit Artillerie und überlegenen Kräften zu vermeiden." Und er gab Befehl zum Abmarsch.

Die Kolonne formierte sich im Dunkel außerhalb der Mauern des Schlosses und setzte sich in Bewegung, den gebundenen und geknebelten Walter Shnaffsky, welchen sechs Soldaten, den Revolver in der Hand, festhielten, mit sich schleppend.

Ausspäher wurden der Kolonne vorausgeschickt, um den Marsch zu sichern. Man rückte vorsichtig vor und machte von Zeit zu Zeit Halt.

Als der Tag anbrach, kamen sie auf der Unter-Präfektur von La Roche-Oysel an, deren Besatzung, die aus Nationalgarden bestand, diese Waffentat ausgeführt hatte.

Die Bevölkerung wartete in großer Angst und Aufregung auf ihre Ankunft. Als der Helm des Gefangenen sichtbar wurde, brach sie in ein furchtbares Siegesgeheul aus. Die Frauen verwarfen die Arme und hoben sie zum Himmel empor; ein Alter warf seine Krücke nach dem Preußen und schlug damit einem Hüter desselben die Nase wund.

Der Oberst brüllte: „Ihr bürgt mir für die Sicherheit des Gefangenen!"

Endlich kamen sie beim Stadthaus an. Das Gefängnis wurde geöffnet und Walter Shnaffsky, seiner Bande ledig, hineingeworfen. Zweihundert Mann wurden um das Gebäude herum auf Wache gestellt.

Nun begann der Preuße, trotz der Anzeichen von Verdauungsstörung, die ihn seit einiger Zeit quälten, außer sich vor Freude, zu tanzen, indem er die Arme und die Beine schwenkte, und tanzte unter wahnsinnigem Freudengeschrei drauflos, bis er endlich erschöpft an der Gefängnismauer niedersank.

Er war ja gefangen! war gerettet!

So wurde das Schloß Champignet den Händen des Feindes wieder entrissen, nachdem er es kaum sechs Stunden lang besetzt gehalten hatte.

Oberst Ratier, ein Tuchhändler, der diese Heldentat an der Spitze der Nationalgarden von La Roche-Oysel ausgeführt hatte, erhielt ein Ehrenkreuz.

Die schönste Musik.

Von Jakob Stutz, Stettfurt.

Zum Wald zog ich beim Abendschein
Hin über grünenden Rasen.
Hab' in die Frühlingswelt hinein
Ein Schlummerliedchen geblasen.

Doch wie den Wald betreten ich,
Da hat es gar fein geklungen,
Die Vöglein haben feierlich
Die Welt zur Ruhe gesungen.

Da hab' ich hurtig aufgehört
Mit meinem Trompetengeklimper.
Sie hat's der liebe Gott gelehrt
Und mich ein armer Stümper.

Erinnerungen aus Irland.

Von Dr. E. Thommen, Basel.

(Schluß.)

Wenn man unter bescheidenen Bürgersleuten auf den britischen Inseln vom Seegebiet von Killarney spricht, so weckt dieser Name in ihren Herzen Begriffe, Erinnerungen oder Wünsche etwa, wie wenn bei uns die Rede auf die italienischen Seen kommt. Mit einer Schar solcher kleiner Bourgeois von Manchester saß ich einmal zu Killarney am Kaminfeuer; komisch und rührend zugleich war mir die Andacht, mit der sie einem besonders Glücklichen lauschten, der ihnen einen Besuch in Paris erzählte, der Stadt mit den unglaublich reinlichen Straßen und den geschmackvoll arrangierten Schaufenstern.

Die Wasserflächen der drei Seen zusammen würden kaum das Becken des Murtensees ausfüllen, und im größten, dem Untersee, tummeln sich nicht weniger als dreißig Inseln. Aber wie in ein Feenland fühlt man sich versetzt, wenn man an den Gestaden die üppigste Wildnis von südlichen Gebüschen und Blumen findet. Da drängt sich zu den Füßen hochwipfeliger Eichen, Ulmen und Eschen ein dichtes Unterholz von wilden Myrthen, Lorbeerbüschen, Erdbeerbäumen; die Fuchsia wuchert dickstämmig an den Grenzmauern der Grundstücke oder über den Trümmern zerfallener Kirchhöfe.

Diese verwahrlosten Kirchhöfe, die in den Urzustand der Natur zurückgekehrt sind, finden sich häufig in Irland als Bekrönung weitschauender Hügel.